

Der Mensch im Kampf, gestern und morgen

Autor(en): **Stucki, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **133 (1967)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-43753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

rechtingung, weil er für die Vorbereitung der Ausbildnertätigkeit recht wenig beisteuert.

Die tägliche Vorbereitung während des Wiederholungskurses erschöpft sich keineswegs in den Kompanie- und Zugführer-rapporten. Sie hat vielmehr auf dem Arbeitsplatz der kommenden Nacht stattzufinden, wo alle materiellen, organisatorischen und thematischen Fragen geregelt und endgültig fixiert werden. Die Zeit von 9.10 bis 12.00 Uhr ist dazu voll auszunützen, sie

stellt gerade ein Minimum dar. Wo in der Nacht Gruppenübungen durchgeführt werden, soll jetzt die Entschlußfassung und Befehlsgebung geübt und geschult werden, nicht erst wenn die Beine der Füsilierere einen Fehlentschluß des Unteroffiziers haben wettmachen müssen. Auch das wäre Förderung der Autorität, wenn man den Unteroffizieren durch rechtzeitige Korrektur daran hindert, vor der Gruppe klein und unfähig dazustehen!

Der Sturmwerfer

Von Hptm. D. Urech

Eine Füsilierkompanie rückt als Vorhutkompanie in der bekannten Formation vor. Der Spitzenzug verläßt eine Waldparzelle. Das Zugziel ist eine 500 m entfernte Kuppe. Das leicht ansteigende Gelände ist offen und deckungsarm. Wie die letzte Gruppe den Wald hinter sich läßt, wird der Zug von einem überschweren Maschinengewehr unter Beschuß genommen. Die zweite Gruppe erleidet sofort einen Ausfall von 50 Prozent. Der Rest des Zuges sucht Deckung. Die Deckungsmöglichkeiten sind ausgesprochen spärlich. Mit drei Sturmgewehren erwidert nun die Spitzengruppe das Feuer. Dieses bleibt ohne Wirkung, da das gegnerische Maschinengewehr von einem leicht gepanzerten Fahrzeug aus schießt.

Das gegnerische Maschinengewehrfeuer erfaßt nun systematisch die einzelnen Ziele. Der Spitzenzug ist dem Feuer praktisch wehrlos ausgeliefert, denn auch für Raketenrohre und Gewehrgranaten ist die Distanz zu groß. Wie kann man dieser Situation vorbeugen, wie ist diese zu retten?

Wenn der Angriff über zum Teil deckungsarmes Gelände vorangetragen wird und mit einem Begegnungsgefecht gerechnet werden muß, soll dem Spitzenzug eine Minenwerfergruppe zugeteilt werden. Diese Minenwerfergruppe muß in der Lage sein, innert 2 ½ bis 3 Minuten einen soeben geschilderten Gegner zu vernichten oder wenigstens in die Deckung zu zwingen, um den Füsilieren damit Luft für eigene Initiative zu verschaffen.

Ein üblicher Stellungsbezug der Minenwerfergruppe dauert selbst bei einer sehr gut eingespielten Mannschaft mindestens 5 Minuten. In einer derartigen Situation ist aber jede Minute für die weitere Kampfkraft und Aktionsfähigkeit des Spitzenzuges entscheidend.

Im sogenannten *Sturmwerfereinsatz* ist es möglich, Ziele bis zu 600 m Schußdistanz in 2 ½ bis 3 Minuten zu vernichten, selbst dann, wenn der Stellungsraum nicht ideal ist.

Für den Stellungsbezug des Sturmwerfers hat sich in der Praxis folgendes Vorgehen bewährt:

- Der Geschützchef schmettert die Grundplatte an den vom Gruppenführer bezeichneten Ort in den Boden. Die Grundplatte wird *nicht eingegraben*.
- Der Richter setzt das Geschützrohr in den *vordern Kugelkopf* der Grundplatte.
- Der Lader befestigt die Lafette, wobei der *Richtaufsatz bereits montiert* ist. Der Richtaufsatz ist in dieser taktischen Lage beim Sturmwerfer permanent auf der Lafette aufgesetzt.
- Auch der Sturmwerfer wird grundsätzlich in einer Geländedeckung in Stellung gebracht. Er wird *vom Richter direkt* auf einen Hilfszielpunkt über dem Ziel, auf einen in Zielrichtung angebrachten Jalon oder ausnahmsweise in Direktsicht eingerichtet.
- Der Gruppenführer kommandiert nun nur Munitionsart, Distanz und den ersten Schuß.
- Der erste Schuß bezweckt lediglich, die Grundplatte im Boden zu verankern.
- Der zweite Schuß dient als Tastschuß.
- Mit dem darauf folgenden Wirkungsschießen wird der Gegner vernichtet.

Wichtig ist, daß jeder Kommandant eines Füsilierbataillons und vor allem jeder Kompaniekommandant weiß, daß er diese Forderung an die Minenwerfergruppe stellen kann. Und jeder Füsilierzugführer soll die Gewißheit haben, daß sein Zug aus einer derartigen Situation von der Sturmwerfergruppe in 2 ½ bis 3 Minuten herausgehauen werden kann.

Erst wenn diese Forderung erfüllt wird, ist der taktische Entscheid, dem Spitzenzug eine Minenwerfergruppe zuzuteilen, wirklich gerechtfertigt.

Der Mensch im Kampf, gestern und morgen

Von Hptm. A. Stucki

(wehrpsychologischer Dienst der Abteilung für Sanität EMD)

Der Krieg veranschaulicht in eindrucklicher Weise die Zwi-spältigkeit der menschlichen Seele. Scheinbar von allen verabscheut und gefürchtet, behauptet sich diese Art der tätlichen Auseinandersetzung zwischen Völkern bis in die heutige Zeit, und es ist längst bekannt, daß die eigentlichen Ursachen des Krieges nicht in den äußeren politischen Verstrickungen, sondern in den triebhaften Eigenarten des Menschen zu suchen sind, der seine Aggressivität auf unweckmäßige Weise auslebt. Der aggressive Trieb also drängt ihn zu einer Handlung, die er gleichzeitig auch fürchtet. Ganz besonders heute muß uns ja angesichts der Drohung einer Totalvernichtung das Grauen vor den Möglichkeiten der Entfesselung eines weiteren Weltkrieges packen. Die

Problematik des Kampfes war indessen für den einzelnen Soldaten schon früher eine ganz andere, als die heroisierende Presse und die beschönigende Geschichtsschreibung es wahrhaben wollten: Der Soldat stand immer vor der Notwendigkeit des Tötens und der Gefahr des Getötetwerdens, und seit wir uns in den letzten Jahrzehnten mit der Person des einzelnen Kämpfers überhaupt abgeben, stellen wir fest, daß beides für ihn unangenehm ist. Getötet-werden-Können löst Angst aus. Und Töten führt zu oft sehr quälenden Schuldgefühlen. Wenn dann schließlich nicht einmal der Staat oder die kleine Gruppe der Machthaber einen Nutzen vom Kriege erwarten können – denn wer will schon ein in eine Mondlandschaft verwandeltes Land auf Kosten

ähnlicher Verwüstungen im eigenen Lande erobern! –, muß man sich wirklich fragen, warum denn überhaupt ein Krieg ausbrechen kann.

Das Zustandekommen eines Angriffskrieges mag, etwas schematisiert, aus drei Motivgruppen erklärt werden:

1. Der nach außen deklarierte Grund: Ehrenhändel, Rache wegen Beleidigung, ideologische oder religiöse Streitigkeiten, «Verteidigung» nach kommunistischer Lesart.

2. Wirkliche Gründe: Raub, Bereicherung, Aufzwingen des Willens, der Ideologie, Vergrößerung der Macht.

3. Unbewußte Gründe: Die Aggressivität des Menschen.

Wir lassen dabei die bekannte Möglichkeit eines tragischen Irrtums am Radarschirm außer acht, der heute ohne weiteres zu einem Weltkrieg führen könnte. Es handelt sich dabei kaum um ein eigentliches Kriegsmotiv, sondern um das Versagen eines Apparats, der aus den ständig vorhandenen Kriegsmotiven heraus entstand.

Während die ersten beiden Motivgruppen immer mehr an Bedeutung verlieren, rückt die unbewußte und nicht gemeisterte Aggressivität zunehmend in den Mittelpunkt des Interesses. Man mag einwenden, ideologische Faktoren seien heute wichtiger denn je. Bestimmt, aber sie sind mehr Vehikel der eigentlichen Kriegsursache, die in der Aggressivität liegt (W. Schneider).

So sei denn hier dem Psychotherapeuten gestattet, gewissermaßen aus der Sicht der Praxis, aus der Behandlung des an seinen seelischen Konflikten leidenden Menschen heraus einige Bemerkungen zum «psychischen Kriegsbild» anzubringen, wie es sich früher darstellte und wie wir es mutmaßlich in einem künftigen Kriege unter Wirkung von Atomwaffen zu sehen bekämen. Wir wollen dabei gleich vorwegnehmen, daß der Atomkrieg unweigerlich eine wesentliche Änderung in der Art des Kriegserlebens für den Menschen bringt. Die Möglichkeit einer globalen Vernichtung beschäftigt uns alle erstmals in der Geschichte der Menschheit, wenn Freud sie auch bereits 1932 in einem Brief an Einstein erwähnt hat, lange vor dem Abwurf der ersten Atombombe. Es wäre sinnlos, zu behaupten, die Atomwaffe sei nichts grundsätzlich Neues. Der Psychotherapeut weiß aus dem Umgang mit seinen Patienten, mit Menschen «aus dem Alltag», nicht mit Geisteskranken, welche Verbreitung die apokalyptischen Visionen des Atomzeitalters erfahren haben.

Die moderne Psychologie hat die tiefer im Unbewußten liegenden Gründe des Krieges zu zeigen vermocht. Ganz besonders danken wir in neuester Zeit dem großen zoologischen Verhaltensforscher Lorenz die Klärung der Frage, was wir unter Aggressivität in biologischer Sicht zu verstehen haben. Er konnte durch jahrelange Beobachtung an verschiedensten Tieren nachweisen, daß die Aggressivität innerhalb der gleichen Art etwas grundsätzlich anderes ist als das Vernichten eines Beutetieres zum Zwecke der Ernährung. Wie das erlegte oder geschlachtete Tier, dessen Fleisch wir uns zu einem guten Essen besorgen, keineswegs unsere aggressiven Gefühle weckt, so hat auch der Löwe der zu erlegenden Gazelle gegenüber keine bitteren Haßempfindungen. Anders aber steht es mit der Aggressivität innerhalb der gleichen Art. Sie entwickelt Haßgefühle, bezweckt aber nicht Vernichtung des Gegners und kann nur unter dem Gesichtspunkte der Arterhaltung verstanden werden: Abgrenzung des Lebensraums, Auslese der Tüchtigen für die Aufzucht der Nachkommenschaft und Organisation der Gemeinschaft unter Führung des Geeigneten werden so durch das «sogenannte Böse», wie Lorenz die Aggressivität bezeichnet, gewährleistet.

Durch diese Erkenntnisse bereichert, kann die Psychologie nun auch vorurteilsfreier an die Tatsache herangehen, daß wir seit früher Kindheit ebenfalls voll von Aggressivität stecken, ob es

der moralisierenden Kurzsichtigkeit eines Durchschnittsbürgers paßt oder nicht. Durch die Ächtung von Revolvern als Kinderspielzeug können wir niemals eine auch nur einigermaßen von Aggressivität freie Generation entwickeln. Kinder sind aggressiv und zeigen es offen, während wir Erwachsenen unsere Triebbefriedigung auf diesem Gebiet eher etwas zu bemänteln suchen. Aber Interesse für Kriminalromane, Gangsterfilme, Folterkammern und Unfälle verraten genügend, wie es in dieser Beziehung um uns steht.

Der aggressive Trieb soll aber nicht nur befriedigt, sondern vor allem in richtige Bahnen gelenkt werden. Verhindert man die aggressive Betätigung nach außen, so kann sich die Triebenergie gegen das eigene Ich richten, nach innen zu, was Selbstvernichtung bis zum Selbstmord bedeuten kann. Der Mensch in der schweren depressiven Verstimmung legt uns von dieser Möglichkeit Zeugnis ab. Bis zu einem beträchtlichen Grade sind wir also darauf angewiesen, eine Möglichkeit zur Ableitung der Aggressivität nach außen zu finden. Der Urmensch hatte sie täglich zur Hand, in seinem Kampf um die nackte Existenz und der Behauptung unter Artgenossen und artfremden Feinden. Die Schaffung des Staatswesens aber, das uns diese Sorgen teilweise abnahm, ließ uns gleichzeitig (scheinbar im Namen dieses Staates) den Krieg erfinden, der die frei werdende aggressive Triebenergie zu binden vermochte. So wird der Krieg indirekt zum Mittel, den von seiner nach innen geleiteten Aggressivität bedrohten Menschen zu retten! Doch nicht genug des Paradoxen: Umgang mit dem Tod, Anblick von Getöteten und Beherrschung der todbringenden Waffe vermögen seit Urzeiten den Krieger in eine Art magische Sicherheit zu wiegen, er beherrsche den Tod und werde nie sterben. Diese Unsterblichkeitsmagie konnte gerade bei den Kämpfern der jüngsten Kriege mehrfach beobachtet und beschrieben werden.

Damit haben wir zumindest einige Hinweise darauf, warum der Soldat aus weitgehend unbewußten Motiven zum Töten bereit ist. Unsere Einstellung zum Tode ist ja so unfrei und ängstlich verlogen, daß wir uns wundern müssen, wie man aus dem Töten ein Handwerk machen kann. Man denke daran, wie wir in unserem täglichen Leben uns oft peinlich bemühen, den Tod nicht zu nennen. Man spricht von Dahingehen, Ableben usw., und wenn in einer Familie die Möglichkeiten des Todes besprochen werden müssen, dann verklausuliert man sich in umständliche Redewendungen und entschuldigt sich gewissermaßen jedesmal neu, daß man überhaupt solche Gedanken zu hegen wagt. Der Soldat lebt in einer andern Situation; er muß den Tod als alltägliche Selbstverständlichkeit betrachten und sich mit ihm auf rationaler Basis unmittelbar auseinandersetzen. Es kommt sogar so weit, daß er ein unbewußtes Interesse am Tode bekommt, sich also, wenn er schon im Krieg ist, aus verschiedenen inneren Motiven heraus zum Töten gedrängt fühlt. Damit ist aber eigentlich noch nicht genügend erklärt, wieso er überhaupt die Situation des Kampfes aufsucht, wieso er kämpft und alle Gefahren auf sich nimmt. Warum nimmt er von der bewußten Seite seines Erlebens her den Krieg an? Das Aufgebot, der Befehl reichen als Motiv keineswegs aus. Hier sind vielmehr recht banale, egozentrische Gründe erkennbar, die dem jungen Mann die Gefahren und Strapazen des Krieges annehmbar erscheinen lassen: Wunsch nach Abenteuer und Abwechslung zur Einseitigkeit des Alltags, Ruhm und Glanz, Beförderung, Renommieren bei den Frauen, vielleicht auch ganz bewußt Abreagieren aggressiver Impulse und Strebungen. Nicht selten ist auch der Krieg eine Fluchtmöglichkeit aus unerträglichen Verhältnissen. Im strahlenden Sonnenschein friedlicher Verhältnisse ist der Schatten persönlicher Probleme viel quälender, und der

Psychotherapeut weiß um die geheimen Wünsche von Patienten, die im Kriege beispielsweise einer sonst unerträglich und unlösbar scheinenden Ehesituation entfliehen möchten. Zuletzt darf auch nicht vergessen werden, daß es – nur ungern wird es eingestanden – eine Freude am Töten gibt. So berichtet mir ein Patient unter großen Hemmungen, wie er im Krieg Interesse und Genugtuung beim Anblick des von seiner Hand gefällten Feindes empfand. Die Befriedigung dieser Gelüste, die wahrscheinlich keine Seltenheit sind, kostete der sonst lebensüchtigen Mann viele Jahre von quälender Depression mit Schuldgefühlen.

Durch diese bewußten und unbewußten Motive zu Kampf und Töten wird der Krieg zu einem Anliegen eines jeden Menschen, nicht nur der Politiker und Soldaten. Aber auch nicht nur Männer allein geht er etwas an, Frauen (und Kinder) sind begeistert vom Soldatentum, und weibliche Tugend zeigt sich der Uniform gegenüber immer wieder erstaunlich schwach. Daß dieselbe Frau als Mutter später den Krieg haßt, der ihre Kinder tötet, ist verständlich, zeigt aber einmal mehr die Zwiespältigkeit des menschlichen Wesens.

Wie der Mensch den Krieg eigentlich erlebt, darüber wissen wir erst seit relativ kurzer Zeit Bescheid. Über die Gefühle des Soldaten in alten Zeiten, als Söldnerheere und nicht Bürgersoldaten miteinander kämpften, sind wir kaum orientiert. Der gemeine Soldat war nicht Gegenstand weiterer Überlegungen, er hatte zu kämpfen und zu gehorchen, weiter nichts. So blieb es bis ins 19. Jahrhundert, als die Psychologie sich der unbewußten seelischen Schichten anzunehmen begann und damit die Grundlagen für eine Militärpsychologie überhaupt geschaffen wurden, die nach der Verhaltensweise des Soldaten im Kampfe fragte. Nicht vorwiegend aus humanitären Gründen geschah dies wohl, sondern einfach aus der Erkenntnis, daß das neue Kriegsbild die psychologische Erfassung des einzelnen forderte. Bis dahin hatte durch die Jahrtausende die geschlossene Reihe als Kampfformation geherrscht, und nicht einmal die Erfindung des Schießpulvers hatte daran Wesentliches zu ändern vermocht. Die Aktion des einzelnen Mannes ging damit in der Massenwirkung unter. Es wurde nur Gehorsam und drillmäßiges Reagieren gefordert, und sollte einer aus Angst Fluchtgedanken bekommen haben, so mochte er rasch die Unmöglichkeit gesehen haben, aus der Phalanx auszubrechen, die ihn vorwärtsschob. Die Masse stieß ihn in den Kampf, schützte ihn aber auch, und er gehorchte dem Zwang. Zudem war der Krieg damals wohl besser zu ertragen als heute; die Waffenwirkung war zeitlich und örtlich beschränkt, die Handhabung der Waffe erfolgte direkt und mit sichtbarer, unmittelbarer Wirkung, und so war das Abreagieren von aggressiven Gefühlen in einer Weise möglich, die bei jedem einzelnen die Angst und damit Fluchtgedanken in den Hintergrund drängen mochte.

Die große Wende erfolgte durch den Einfluß der automatischen Infanteriewaffen. Die durch das Repetiergewehr bereits etwas locker gewordenen Schützenreihen wurden unter dem Feuer des Maschinengewehrs endgültig gesprengt. Der Soldat wurde zum Einzelkämpfer, und durch diese grundlegende Wandlung seiner Aufgabe traten neue Forderungen an ihn heran. Er mußte nun plötzlich initiativ sein und durfte auch bei Ausfall der Führung nicht gleich versagen; eine gewaltige Forderung an den Menschen, der seit vielen Jahrhunderten den Kampf nur als Glied in der Kette, als Teil der anonymen militärischen Masse gekannt hatte. Die Reaktionen blieben nicht aus. Zuerst wollte sich dieser neue Soldat mit seinen Ansichten vom Krieg Gehör verschaffen. Hatte man Verantwortung, mußte man auch das Recht haben, seine Gefühle zu äußern. Remarques Buch «Im Westen nichts Neues» schlug wie eine Bombe ein. Es war der erste bedeutende

Kriegsroman, der sich um das Kriegsbild des einfachen Soldaten kümmerte, fern von Heroik und romantischem Beigeschmack. Gleichzeitig brachte der erste Weltkrieg aber auch eine Flut von bisher nicht beachtetem oder nicht bekannten Krankheitsbildern, die wir heute als abnorme seelische Reaktionen einreihen können. Damals war man aber diagnostisch anderer Meinung, und die Hunderttausende von Zitterern und Schüttlern, die in so drastischer Weise der Heimat das Grauen des Krieges demonstrierten, wurden lange unter der ominösen Diagnose «Granatschock» als mehr oder weniger Hirngeschädigte betrachtet und aus dem Kampfgeschehen endgültig entfernt. Sie stellten in vielen Fällen noch Jahre nachher zu Hause ihre Invalidität zur Schau, die ihnen den Freipaß zum Verlassen des Schlachtfeldes verschafft hatte. Wir haben es schon vorweggenommen: Nicht das Hirn des Soldaten als Organ war durch den nie so ganz erklärbaren Granatschock geschädigt, sondern das seelische Erleben, das bekanntlich ohne Veränderungen im Gehirn zu schwersten Verhaltensstörungen führen kann (vielleicht sogar bis zur Geisteskrankheit), hatte den Soldaten in so auffälliger Weise verändert. Wir wollen versuchen, für diese schwere psychische Störung, die unter den Bezeichnungen «Kampfreaktion, combat fatigue, combat exhaustion» und anderen einen breiten Raum im heutigen militärpsychiatrischen Schrifttum einnimmt, eine Erklärung zu finden.

Der Soldat steht im Kampf unter dem Einfluß von zwei diametral entgegengesetzten Trieben: Selbsterhaltungstrieb und Pflichtgefühl. Einer der beiden muß unterliegen, zurückgedrängt werden. Siegt das Pflichtgefühl, so kommt die verlangte Kampfhandlung zustande, behauptet sich dagegen der Selbsterhaltungstrieb, so muß dies zur Flucht führen, sofern sie möglich ist. Wenn der Soldat früherer Zeiten beim Ausbrechen aus dem Karree der Aburteilung als Deserteur, wenn nicht gar der sofortigen Erschießung sicher war, so bot sogar der Kampf dem Selbsterhaltungstrieb mehr Chancen des Überlebens. Seit der Kämpfer aber größere Selbständigkeit hat, wird ihm die Kampfsituation erst eigentlich zum Problem, und dabei bietet sich ihm nun eine neue Lösung des beschriebenen Triebkonflikts an, die beide Triebe, so unvereinbar sie scheinen mögen, unter einen Hut zu bringen vermag: der seelische Zusammenbruch in Form der Kampfreaktion. Die schon normalerweise vorhandene Angst mit ihren körperlichen, vor allem auch vegetativ-nervösen Erscheinungen, wie Unruhe, Gespanntheit, Zittern, Schweißausbruch, Magen- und Herzsensationen, erscheint in karikiertem Form übersteigert. Der Mann zeigt sich stuporös, verwirrt, nicht ansprechbar, zittert und ist unfähig, sich nur irgendwie adäquat zu verhalten oder gar seine Waffe zu handhaben. In oft schwerer motorischer Erregung wurden so auffallend geschädigte Soldaten als Opfer des mutmaßlichen Schocks nach rückwärts transportiert, und das psychiatrische Denken von 1914 erlaubte in solchen Fällen dem Arzt keine andere Annahme als die einer irreparablen Hirnschädigung. Erst später fand man die Erklärung, daß es sich um rein seelische Reaktionen handeln müsse. Diese Erkenntnis darf natürlich nicht zur Annahme verleiten, der Mann simuliere und wolle sich auf billige Weise der Pflicht entziehen. Auf fast völlig unbewußtem Wege bietet sich ihm die Lösung des Triebkonflikts in dieser Weise an, daß er beide Triebe befriedigt. Er hat seine Pflicht getan, sogar in einem Ausmaße, daß er krank wurde dabei, und doch kann er jetzt gleichzeitig erzwingen, daß man ihn in Sicherheit bringt. Interessanterweise beobachten wir in ausgewogenen Lagen in Rückzugsgefechten oder auf Schiffen solche Kampfreaktionen selten. Es würde dem Soldaten ja auch nichts nützen, denn es gibt keine Sicherheit mehr, er kann den Selbsterhaltungstrieb gar nicht befriedigen. Hier wäre denn

wiederum gerade im Kampf immer noch die größte Chance des Überlebens zu sehen. Auch diese Beobachtungen lassen bisweilen die Meinung entstehen, Kampfreaktion sei mit Simulation gleichzusetzen. Wir wissen aber, daß diese Ansicht falsch ist oder zumindest ein falsches Licht auf die Kampfreaktion wirft. Eine kleine Dosis bewußte Genugtuung über die Heimschaffung aus der Kampfzone mag dabei sein und vielleicht auch beim Zustandekommen des Krankheitsbildes mitwirken, aber diese Komponente ist ja auch bei vielen Kriegsverletzungen zu beobachten, die als Möglichkeit zur Heimkehr oft recht dankbar angenommen werden (Heimatschuß).

Wenn auch diese Kampfreaktion ein psychopathologisches Krankheitsbild ist, das wir in Friedenszeiten nie sehen, so dürfen wir sie trotzdem als weitgehend verständliche Reaktion auf übergroße Belastung werten. Sie ist im Wesen nichts anderes als eine Angstreaktion, gewissermaßen die normale Angst in übersteigerter, krankhafter Form. Von Angst durfte ein Soldat früher nicht reden. Man machte sich jahrhundertlang vor, Angst sei eine Schwäche, die nur der schlechte Soldat angesichts des Feindes beweise. Die mehrfach erwähnte Wende in der wehrpsychologischen Betrachtungsweise brachte auch hier ein neues Denken. Heute wissen wir, daß alle im Krieg Angst haben, vielleicht mit Ausnahme von einigen seelisch Abnormen, die zu dumm oder zu gemütsarm sind, die Gefahr zu sehen oder richtig einzuschätzen. Gerade sie sind aber teilweise deshalb, teils auch aus andern Gründen keine guten Soldaten und werden oft schon von Anfang an untauglich zum Wehrdienst erklärt. Der seit je als erste Tugend des Soldaten betrachtete Mut wird in wehrpsychologischen Abhandlungen kaum erwähnt. Erst in neuester Zeit wurde klar formuliert, daß er gar nicht eine eindeutig abgegrenzte charakterliche Tugend des Mannes, sondern nichts anderes als ein in der Situation militärisch zweckmäßiges Verhalten ist (W. Schneider). Die Antriebe dazu sind sehr verschieden, doch wurde meist nicht beachtet, daß Dummheit oder Angst (man denke an die Flucht nach vorn in der Panik) genau so gut Motive für sogenannt mutiges Verhalten sein können wie Ehrgeiz oder Begeisterung bis zum blinden Fanatismus.

Der Übergang von normaler Angst zur krankhaften Kampfreaktion ist fließend. Alles, was die Angst steigert, bringt auch ein erhöhtes Risiko der Zusammenbrüche im Sinne der Kampfreaktion mit sich: Erschöpfung, Schlafentzug, Unsicherheit der Lage, Leere und Stille des Schlachtfeldes, Anblick von Leichen, besonders von Verbrannten, Verlust von Kameraden, Sorge um die Angehörigen. Ein besonderes Gewicht hat seit Jahrtausenden die psychologische Schockwirkung aufreibender Lärmeffekte sowie unbekannter oder als grausam empfundener Waffen. Wir haben noch alle die Frontberichte von den heulenden Stukas in Frankreich in Erinnerung, wir kennen aus unserer Bubenzeit das furchterregende Kriegsgeschrei der Indianer, Hannibal jagte mit seinen Elefanten die Römer in die Flucht, und heute kommt dem auf Raupen schier unaufhaltsam vorrückenden Panzer die gleiche Schockwirkung zu. Die israelische Armee verzichtet deshalb auf die in ihrem Gebiet durchaus möglichen und wesentlich billigeren Pneuapanzer und beharrt vorwiegend aus psychologischen Gründen auf Raupenfahrzeugen (Heiman). Dem Feuer (Flammenwerfer) und dem blanken Stahl (Bajonett) kommt in unseren hochtechnisierten Armeen ebenfalls außerordentliche Schockwirkung zu, die wir beachten müssen.

Außer den Faktoren allgemeiner Art gibt es natürlich spezifische Eigenschaften bei jedem einzelnen Soldaten, die in mehr oder weniger großem Ausmaß zum seelischen Zusammenbruch führen können. Es leuchtet ein, daß nicht alle gleich rasch in einer besonders belastenden Situation zusammenbrechen, und bei den

einen tritt schon in den ersten Einsätzen eine krankhafte Kampfreaktion ein, bei andern erst nach vielen Wochen auf Grund der (wiederum weitgehend «normalen») Erschöpfung, bei vielen überhaupt nie. Sehr ausgedehnte Untersuchungen, vor allem in der Armee der USA, haben klar gezeigt, daß der seelisch ausbalancierte, stabile, reife und normal intelligente Soldat aus gesundem familiärem Milieu die besten Chancen zum Durchhalten hat, während ängstliche, selbstunsichere, neurotisch gehemmte und unter verschiedenen nervösen Störungen leidende Leute rascher zusammenbrechen. Gesunde halten in vielleicht 90 oder mehr Prozent der Fälle durch, Neurotiker versagen etwa dreimal häufiger. Natürlich variiert die Zahl der aus psychischen Gründen Ausfallenden sehr entsprechend der Belastung durch die Verhältnisse. Immer aber spielt die Kampfreaktion eine sehr große Rolle und kann 20 bis 50% der Ausfälle überhaupt ausmachen.

Die rechtzeitige Erfassung und richtige Behandlung dieser Zusammenbrüche ist damit zu einem militärischen Problem von großer Bedeutung geworden. Eigenartigerweise hat man nun aber im zweiten Weltkrieg, in dem man sich, von 1914 bis 1918 her gewarnt, auf viele Fälle von demonstrativem «Granatschock» gefaßt machte, diese auffällige Kampfreaktion nur noch selten gesehen. Der Zusammenbruch erfolgte aber weiterhin auf dem Boden des gleichen seelischen Konflikts und aus denselben Gründen, zeigte sich aber in der Erscheinung anders: nervöse Gereiztheit, depressives Versinken und eine große Zahl von seelisch bedingten körperlichen Beschwerden (sogenannten psychosomatischen Leiden), wie Magen-Darm-Erkrankungen, Herzbeschwerden ohne organischen Befund usw., beherrschten nun das Bild und machten damit natürlich vielfach die rasche und richtige Erfassung des Zustandes schwierig. Ein solcher Symptomenwandel kann auch im zivilen Leben beobachtet werden, und wir nehmen an, daß unbewußt der seelisch kranke Mensch erkannt hat, wie sehr die zu demonstrativ geäußerten Beschwerden und Symptome als «nur psychisch bedingt» entlarvt wurden, dank den zunehmenden Kenntnissen nicht nur der Mediziner, sondern auch in Laienkreisen. Die wirklich unbewußt sich vollziehende Symptomenwahl, in der sich psychisches Leid ausdrücken will, sucht stets nach etwas, das ernst genommen wird. Oder, mit andern Worten: Das Erscheinungsbild einer psychischen Störung richtet sich stark nach der Umgebung, dem Publikum, an das die unbewußte seelische Äußerung gerichtet ist. Wenn wir daran denken, in welchem Maße sich das Bild des Soldaten verändert hat, so dürfen wir wohl den Schluß wagen, daß der Symptomenwandel der Kampfreaktion irgendwie mit diesem Wandel in Zusammenhang steht. Der Soldat von 1914 fand Kampfformationen vor, die sich erst nach und nach auflockerten, und die Tuchfühlung mit dem Nebenmann war gewissermaßen noch gewährleistet. In seiner Not richtete sich der Soldat an ein allgegenwärtiges Publikum, und der dramatische Ausdruck des Granatschocks konnte so im ersten Weltkrieg seines unbewußten Krankheitsgewinns sicher sein. Der Mann wurde von einer Anzahl Kameraden, von Vorgesetzten rasch beachtet, sein spektakuläres Schütteln und Zittern oder seine stuporöse Verwirrtheit verfehlten den Eindruck nicht, und die Hilfe in Form des Rücktransports wurde ihm gewährt. Die aufgelockerte Schlachordnung von 1939 mußte den Schauspieler wider Willen sehr enttäuschen; der Aufwand verpuffte in der Leere des Schlachtfeldes ohne große Wirkung, und so erübrigte sich dem unbewußten Regisseur der Kampfreaktion der dramatische Ausdruck. Gleichzeitig hat dank der weltweit beliebten Anteilnahme des Publikums an medizinischen Fortschritten, vielleicht aber auch als Zeichen zunehmender Verweichlichung eine gewisse Hypo-

chondrisierung breiteste Schichten erfaßt, so daß nun die weniger auffälligen Symptome der depressiven Erschöpfung und der seelisch bedingten nervösen Organstörungen jedem näher lagen und eher Gehör finden konnten, allerdings meist nicht so unmittelbar wie bei der alten Symptomatik, die dann gewissermaßen in Notfällen immer noch auf Reserve bereit war und gelegentlich auch beobachtet werden konnte.

Hier dürfen wir vielleicht eine Spekulation in die Zukunft wagen. Seit Marshall wissen wir alle um die Bedeutung des leeren Schlachtfeldes, der großen Stille, die mehr Angst auslöst als der Kampflärm. Aufmerksame Leser konnten allerdings schon aus früheren Kriegsschilderungen Ähnliches entnehmen (Sheriff und Bartlett in «Journey's End»). Der Atomkrieg müßte zu einer zunehmenden Vereinsamung des Soldaten führen, der sich notwendigerweise verkriecht und damit zu rechnen hat, von rückwärtigen Verbindungen und Kontakt mit Vorgesetzten und Kameraden abgeschnitten zu werden. Zu der furchtbaren und ganz ungewohnten Wirkung der Waffe kommt also noch einiges hinzu, was vermehrt in die Angst treibt und abnorme Reaktionen auslösen kann. In welcher Form sie vorwiegend auftauchen würden, darüber sind nur Spekulationen möglich. Aus den erwähnten Überlegungen, daß mit zunehmender Auflockerung der Reihen die demonstrativeren Bilder der Kampfreaktion seltener wurden, könnte man ableiten, daß wir im Atomkrieg mit vorwiegend depressiv-stuporösen Bildern oder psychosomatischen Störungen zu rechnen hätten. Auch von einer andern Seite her kommen wir zu diesem Schluß. Es wurde in der letzten Zeit bei den Untersuchungen der Kampfreaktion immer wieder gesehen, daß auch innerhalb der gleichen Verhältnisse die Erscheinungsbilder des seelischen Zusammenbruchs je nach Niveau des betroffenen Mannes stark variieren. Unteroffiziere und Offiziere, also Leute mit besonderer Verantwortung, neigen immer mehr zum Versinken in die Depression, während ausgesprochen einfache Naturen ohne differenzierte Aufgabe häufiger demonstrativere, im psychiatrischen Sprachgebrauch als hysteriform bezeichnete Symptome produzieren. Verantwortung führt also vermehrt zu Depression und damit auch zu Schuldgefühlen. Aber auch die Wandlung des Soldaten vom Glied in der Schützenreihe zum verantwortungsvollen Einzelkämpfer mußte dementsprechend zwangsweise die Bilder der psychischen Reaktion auf den Kampf verändern. Der Atomkrieg steigert die Verantwortung einzelner noch viel weiter, und auch in den konventionellen Waffen nimmt die Spezialisierung und damit die Verantwortung zu.

Nur nebenbei sei erwähnt, daß schon vor einigen Jahren in zivilen Verhältnissen eine deutliche Zunahme depressiver Erkrankungen festgestellt werden konnte (Stucki). Beginnt auch der zivile Mensch unter der Spannung vermehrter Verantwortung zu leiden, die er aus irgendwelchen Gründen nicht mehr tragen kann?

Stellt man sich den Atomkrieg vor, so mag wohl zuerst an die gesteigerte Angst gedacht werden. Die psychologisch gesehen wahrhaft magische Wirkung der neuen Waffe, die nie abreißende und allgegenwärtige Bedrohung, die Möglichkeit, überall und jederzeit vernichtet zu werden, verlangt vom Soldaten der Zukunft ein erhebliches Mehr an Durchhaltefähigkeit als die zeitlich und örtlich sehr begrenzten Kämpfe vergangener Zeiten. Indessen ist die Angst vielleicht das kleinere Problem gegenüber der Schuld. Der Soldat kann nur einmal getötet werden, sei es durch Bajonettstich oder durch Radioaktivität, aber der Schütze einer Atomkanone oder einer Fernlenkwaffe hat eine neue Situation zu meistern: Er kämpft nicht mehr mit einem Gegner, mit dem er sich mißt und den er zumindest in der weiteren Um-

gebung sich äußern sieht. Zwischen seiner Kampfhandlung und der Wirkung der Waffe ist technisch, erlebnismäßig und auch im Raum eine große Distanzierung getreten. Die unmittelbare Auseinandersetzung mit dem Gegner, von dem man sich bedroht fühlt und an den auch eine gewisse Haßfixierung möglich wäre, fällt dadurch weg. Damit vergrößert sich aber zwangsläufig das Schuldgefühl beim Töten, das ins Unerträgliche wachsen kann, wenn sich der Soldat darüber Rechenschaft ablegt, daß er die Hand am Abzug hat für die Vernichtung der Menschheit. Schon in den letzten Jahren mehrten sich die wissenschaftlichen Publikationen, die sich vorwiegend mit dem Schuldproblem des Soldaten befassen, und man wird nur gerücheweise darüber informiert, daß der Atombomberpilot von Hiroshima an einer Depression seelisch zerbrochen sei. Nicht das Getötetwerden, sondern vielmehr das Töten findet hier einmal seine Grenzen, über die hinaus es menschlich nicht mehr zu tragen ist. Ob darin eine Möglichkeit zur Überwindung des Krieges erblickt werden darf, läßt sich wohl heute noch nicht sagen.

Blicken wir auf den uns gegenwärtig am meisten beunruhigenden Krisenherd der Erde, auf den Krieg in Vietnam, so zeichnet sich als Zukunftsvision außerdem eine neue Art von Krieg ab, wie sie der chinesische Führer Mao Tse-tung schon vor 30 Jahren beschrieben hat: der Guerillakrieg, der Krieg ohne feste Front. Wäre im Atomkrieg die Distanz zwischen dem Schützen und seinem Ziel in unerträglicher Weise vergrößert und die unmittelbare Auseinandersetzung im Kampf verunmöglicht, so findet im Guerillakrieg eine neue, gewaltige Aufwertung des auf sich selbst angewiesenen infanteristischen Kämpfers statt. Es scheint, als behielte Mao bis jetzt recht, der schon vor dem zweiten Weltkrieg diese neue Art des Krieges beschrieb, mit der die übermächtige Technik geschickt unterlaufen wird, so daß sie gar nicht zur entscheidenden Anwendung kommen kann. Diese eigentlich alte, unter anderen Verhältnissen neu auflebende Form des Krieges könnte wiederum das Bild des seelischen Zusammenbruchs im Kampf verändern und die Krankheitsbilder von 1914 auferstehen lassen, mit großen Erregungszuständen, demonstrativ geäußelter Angst und auffälligem Zittern, wie es übrigens auch im zweiten Weltkrieg in großer Zahl bei der Partisanenarmee Jugoslawiens beobachtet wurde.

Was läßt sich gegen das eventuelle bedrohliche Übernehmen solcher Zusammenbrüche der Soldaten tun? Wir haben schon angedeutet, daß die Behandlung der Jahre 1914 bis 1918 sich rückblickend als falsch erwiesen hat. Man suchte den Kranken in Sicherheit zu bringen und dachte ihm am besten zu helfen, wenn er weit hinter der Front in Ruhe seinen «Schock» auskurieren könnte. So heilten aber die meisten der nervösen Störungen nicht ab – begreiflicherweise, denn die Versuchung des unbewußten inneren Regisseurs, die Symptomatik beizubehalten, um weiter in Sicherheit zu bleiben, war zu groß. Im Laufe des zweiten Weltkrieges wurde die Behandlungsmethode grundlegend geändert. Man nahm die Opfer dieser Kriegsneurose nur etwa auf die Stufe der Bataillonshilfsstelle zurück, verschaffte ihnen mit Schlafmitteln und guter Kost Ruhe und Erholung, gab ihnen Gelegenheit, ihre Sorgen und Ängste mit dem Arzt zu besprechen, eventuell in recht dramatischer Weise zu äußern («abregieren»!), um ihnen nachher in liebevoller, aber bestimmter Weise zu zeigen, daß es nichts anderes gibt als weiterzukämpfen, weil alle andern auch ihre Pflicht tun. So ließen sich je nach Methode und Verhältnissen verschieden hohe Prozentsätze, meist aber weit über die Hälfte der Befallenen wieder als Kämpfer eingliedern; nur die auf diese Weise nicht «Geheilten» wurden in der Regel zurückgeschoben und in der Etappe verwendet, wenn nicht ausgemustert. Ob es sich nun um die in neuerer Zeit selte-

neren demonstrativen Formen handelte oder um die modernere Reaktionsweise der Depression und der nervösen Organbeschwerden, stets bewährte sich dieses Vorgehen, und es muß als Methode der Wahl bezeichnet werden.

Die Bevölkerung im Hinterland wäre in einem Zukunftskrieg genau so gefährdet wie die Soldaten an der Front. Zum Teil war dies schon in den Bombennächten Deutschlands vor über 20 Jahren der Fall, und damals hat die Erfahrung gezeigt, daß die gewaltige Belastung durch die Luftangriffe erstaunlich wenig schwere seelische Reaktionen krankhafter Art hervorrief. Das Zusammenbrechen vermochte ja auch keinen Gewinn zu bringen, man kam dadurch nicht in Sicherheit. Wir können vielleicht daraus einige Schlüsse auf den Atomkrieg der Zukunft ziehen, müssen uns aber angesichts der gewaltigeren Ausmaße der Katastrophe auch auf neue Verhaltensweisen des Menschen gefaßt machen. Die Macht des lebenbedrohenden Ereignisses war zwar schon 1944 für jeden Betroffenen ungeheuer, aber es dürfte doch eine weitgehend unbekannt neue Belastung sein, der alles vernichtenden Gewalt einer Wasserstoffbombe ausgesetzt zu werden.

Von großer Bedeutung ist bestimmt die Frage, was sich vorbeugend gegen das seelische Versagen im Krieg unternehmen läßt. Wir versuchen heute bereits, Soldaten für spezielle Aufgaben (Flugzeug- und Panzerführer) nach psychologischen Gesichtspunkten auszuwählen und diejenigen Leute von diesen Aufgaben fernzuhalten, die infolge Vorgeschichte und Untersuchungsbefundes mutmaßlich ein erhöhtes Risiko des Versagens bieten. Vor allem ausgesprochen ängstliche und gehemmte Neurotiker gehören dazu. Wieweit wir bei unserer Voraussage (für die wir hoffentlich nie den Beweis erbringen müssen) recht haben, können wir nicht sagen, stützen uns aber immerhin auf die Fronterfahrungen ausländischer Armeen. Seelische Gesundheit ist, wie wir gesehen haben, eine wesentliche Grundlage zum Durchhalten im Kampf, auch wenn wir von keinem einzigen Manne mit Sicherheit voraussagen können, wie er sich im Ernstfall bewähren würde. Ein weiterer bedeutender Faktor ist der Zusammenhang in der Gruppe. Wir wissen, daß der Soldat viel weniger für das Vaterland als für seine Kameraden und die Einheit kämpft. Daraus ist aber leicht abzuleiten, daß er in seiner Einheit integriert an seine Kameraden angeschlossen sein muß. Besonders die Erfahrungen von Korea haben gezeigt, wie wenig eine Truppe taugte, die aus verschiedenen Restbeständen notdürftig zu einer militärischen Einheit zusammengeflickt wurde und zum Einsatz kam, bevor sich die Leute kannten und eine gewisse Tradition aufbauen konnten. Auch vereinzelt Kämpfer, die ohne richtige Aufnahme und Begrüßung durch die Vorgesetzten in den Kampf geschickt wurden, zeigten geringere Kampfkraft und rascheres Versagen. Die Pflege menschlicher Beziehungen an der Front ist deshalb für den Kommandanten nicht eine militärische Schwäche, sondern eine Lebensnotwendigkeit.

Schließlich wissen wir auch um die Rolle, die eine übermäßige Verwöhnung im Zivilleben spielt, wie beispielsweise in unserer Zeit, da die Schulkommandanten sich bereits um die Parkplätze für private Motorfahrzeuge der Rekruten kümmern müssen. Sind wir in unserer maßlosen konjunkturbedingten Verwöhnung wirklich dazu gerüstet, Strapazen zu ertragen? Wenn wir die Klagen gewisser Rekruten hören, die es nicht mehr aushalten können, einmal ungerechtfertigterweise angebrüllt zu werden, tauchen uns einige Zweifel auf. Vielleicht könnten wir als Väter zu Hause unser Teil dazu beitragen, daß die Söhne einsatzbereit bleiben.

Wir wollen unsere Betrachtungen nicht schließen, ohne noch einmal zum Ausgangspunkt zurückzukehren: Ist es wirklich

nötig, daß wir Kriege ausfechten, heute, da jeder Krieg das Ende der Menschheit sein könnte? Ich bin überzeugt, daß wir andere Mittel suchen müssen, mit der uns innewohnenden Aggressivität fertig zu werden. Mit der Ächtung jeder aggressiven Äußerung ist nicht nur nichts geholfen, sondern die unterdrückten Triebe entziehen sich in vermehrtem Maße unserer Kontrolle, und wir werden leichter das Opfer nicht durchschaubarer psychologischer Konstellationen. Auch das fatalistische Denken einer großen Masse, man könne das Entstehen eines Krieges doch nicht verhindern, nach dem ungetrübten Glück unserer Wirtschaftsprospérité (es gibt noch sehr viele Leute, die darin das große Glück sehen!) müsse unweigerlich einmal die Katastrophe kommen, darf uns nicht zu blinder Resignation verleiten. Bereits bieten sich Möglichkeiten an, Aggressivität auf andere Art zu binden, wenn auch gar nicht immer in idealer Weise. Der Schausport mit seinen Publikumsmassen trägt heute nicht nur in der Art des Völkerkampfes, des Länderspiels, deutlich aggressive Züge, sondern auch die Art der sportlichen Betätigung selbst ähnelt zunehmend einer Schlacht mit den dazu gehörenden Affekten bei Zuschauer und Spieler. Ferner scheint sich immer mehr die Straße zum Schlachtfeld zu entwickeln, auf dem die ungebremste Aggressivität Orgien feiert. Zuletzt hat sich in der Weltraumfahrt ein ganz neues Gebiet eröffnet, wo ungeheure, eventuell später einmal internationale Aufwendungen auf ein an sich ja sehr fragwürdiges Ziel hin geleistet werden. Im Sport und beim Raketenstart in den Weltraum betätigen sich einige wenige stellvertretend für die große Menge, die über Presse und Fernsehschirm und in beschränkter Anzahl auch am Schauplatz selbst Anteil nimmt. Die Aufwendung materieller und emotionaler Art läßt einen Teil der Aggressivität abfließen, und die Konfrontation mit dem gefährlichen, im Ausgang ungewissen Abenteuer, auch wenn sie nur durch die Massenmedien erlebt wird, bietet die notwendige Abwechslung in unserem Leben, in dem Sicherheitsbestrebungen dermaßen überhandnehmen. Dies sind nur einige Hinweise auf neue Wege, die zuerst begangen werden müssen, bevor Abrüstung überhaupt sinnvoll sein kann.

Aggressivität ist dem Manne mehr eigen als der Frau. Seit einiger Zeit werden Stimmen laut, die das Ende der Männerherrschaft prophezeien oder betonen, nur die Einführung eines Frauenregimes, des Matriarchats, könne uns vor der Vernichtung infolge fehlgeleiteter Aggressivität retten (Graber). Wir können noch nicht sehen, ob hier wirklich die Lösung zu suchen wäre, und es steht ja auch nicht in unserer Macht, zu entscheiden, ob Frauen oder Männer die Führung der Welt übernehmen sollen. Eines aber wissen wir bestimmt: Die Art und Weise, wie der Mensch seine aggressiven Triebe meistern lernt, entscheidet vermutlich in den nächsten Jahrzehnten über seine weitere Existenz.

Literatur

- Sigmund Freud, «Warum Krieg?», Gesammelte Werke, Bd. XVI.
Gustav Hans Graber, «Psychologie des Mannes, Huber-Klett, 1957.
Leo Heiman, «Psychological Shock in Battle», in: «Armor», Mai/Juni 1964, S. 56.
Konrad Lorenz, «Das sogenannte Böse», Wien 1963.
Wolf Schneider, «Das Buch vom Soldaten», Econ-Verlag, 1964.
Alfred Stucki, Monatsschrift Psychiat. Neurol. 131, 337, 1956.
Alfred Stucki, «Die Auswahl der Panzerbesatzungen nach psychiatrischen Gesichtspunkten» ASMZ Nr. 12/1962, S. 704.

«Eine Armee, in der die unteren Chargen forscht sind, weil sie herausgefunden haben, daß es leicht ist, mit den Vorgesetzten zu reden, wird immer einen Informationsdienst haben, der in beiden Richtungen funktioniert.»

S. L. A. Marshall